Adolf
Grimme
Preis

44. ADOLF-GRIMME-PREIS 2008

Die Preisentscheidungen im Überblick

Wettbewerb Fiktion

Wettbewerb Unterhaltung

Wettbewerb Information & Kultur

Publikumspreis der Marler Gruppe

Sonderpreis Kultur des Landes NRW

Mercedes-Benz Förderstipendium

Besondere Ehrung

Inhalt

Wettbewerb Fiktion

Eine andere Liga (ZDF/ARTE) 3

Eine Stadt wird erpresst (ZDF/ARTE) 4

Guten Morgen, Herr Grothe (ARD/WDR) 5

KDD – Kriminaldauerdienst (ZDF) 6

An die Grenze (ZDF/ARTE) 7

Wettbewerb Unterhaltung

Dr. Psycho (ProSieben) 8

Fröhliche Weihnachten (Sat.1) 9

Wettbewerb Information & Kultur

Unser täglich Brot (ZDF/3sat/ORF) 10

Das kurze Leben des Antonio José Gutierrez (ZDF/ARTE) 11

Zwischen Wahnsinn und Kunst (SWR/ZDFdokukanal) 12

monks – the transatlantic feedback (ZDF/3sat/HR) 13

Luise – eine deutsche Muslima (NDR/WDR/ARTE) 14

Publikumspreis der Marler Gruppe

Zwischen Wahnsinn und Kunst (SWR/ZDFdokukanal) 15

Sonderpreis Kultur des Landes NRW

Tomte Tummetott und der Fuchs (ZDF) 16

Mercedes-Benz Förderstipendium

Der Letzte macht das Licht aus (ZDF) 17

Besondere Ehrung

Iris Berben 18

Adolf Grimme Preis

Adolf-Grimme-Preis
an
Buket Alakus (Buch/Regie)
Jan Berger (Buch)
Karoline Herfurth, Ken Duken, Thierry van Werveke (Darstellung)
für
Eine andere Liga (ZDF/ARTE)
Produktion: Wüste Filmproduktion

Erstausstrahlung: Montag, 27.8.2007, 20.15 h
Sendelänge: 88 Min.

Skizze:
Für die junge Deutschtürkin Hayat ist Fußball ihr Leben. Mit der Diagnose Brustkrebs wird sie nicht nur plötzlich mit dem Tod konfrontiert, auch ihre sportliche Zukunft und ihr Selbstverständnis als Frau stehen auf dem Spiel. Mit viel Mut und Energie kämpft sie sich zurück ins Leben und macht sich frei für die große Liebe.

Begründung der Jury:

Dieser Film ist – gleichsam titelgetreu – etwas ganz Besonderes: „Eine andere Liga“ von Buket Alakus sprüht vor Leben, Farbe und Energie. Die 20-jährige deutsch-türkische Fußballerin Hayat muss nach einer Brustkrebsoperation wieder leben lernen. Leben kann sie aber nur, wenn sie Fußball spielen kann. Ihr besorgter Vater hat sie jedoch, während sie im Krankenhaus war, von ihrem Club abgemeldet: Er will nicht, dass Hayat, seine einzige Tochter, sich übernimmt.

Die dickköpfige Hayat, wunderbar gespielt von Karoline Herfurth, trainiert heimlich bei einer Außenseitermannschaft, die vom „beschissensten Trainer der Welt“ – dem gut aussehenden, ziemlich großspurigen Toni – trainiert wird. Wenn sie Fußball spielt, geht es ihr gut; doch als der Macho Toni beginnt, ihr den Hof zu machen, macht ihr das Angst. Einer Freundin gesteht sie: „Diese Krankheit sagt: Hayat, ich nehme dir alles, was du dir erkämpft hast und mache dich wieder zu dem kleinen Mädchen, das so Angst hatte vor Sex und Jungen.“

Dieser Film spielt mit Klischees, aber nur um sie zu brechen. Wie der großspurige Toni zum romantischen Liebhaber wird, der alle Register zieht, um Hayat zu gewinnen; wie der alles andere als patriarchalisch strenge, vielmehr rührend besorgte Vater seine Tochter vor der Welt und der Krankheit beschützen möchte; wie sie wiederum alles daran setzt, spielen zu können, wie schließlich dadurch die Lebenslust in sie zurückkehrt und sie sich und ihren verstümmelten Körper endlich akzeptieren kann, das ist tragisch und komisch zugleich, schön und traurig.

„Eine andere Liga“ ist weder Brustkrebsdrama noch Fußballfilm, obwohl hier mit Karoline Herfurth eine Schauspielerin vor der Kamera steht, die wirklich kicken kann. Der Film verdankt seine großartige Vitalität nicht zuletzt der Kameraarbeit von Bella Halben. Und natürlich den Schauspielern Karoline Herfurth als Hayat, Ken Duken als Toni und Thierry van Werveke als Baba – sie alle geben dem Film eine große Menschlichkeit und Wärme. Ihrem Spiel ist es zu verdanken, dass „Eine andere Liga“ nie rührselig wird, sondern in jeder Szene glaubwürdig bleibt – auch in der Liebesszene am Ende, die in ihrer einzigartigen Ambivalenz eine der schönsten Liebesszenen ist, die im Fernsehen je zu sehen waren.

Adolf Grimme Preis

Adolf-Grimme-Preis
an
Dominik Graf (Buch/Regie)
Rolf Basedow (Buch)
Alex Fischerkoesen (Kamera)
Uwe Kockisch (Hauptdarstellung)
für
Eine Stadt wird erpresst (ZDF/ARTE)
Produktion: BurkertBareiss/TV60 Film

Erstausstrahlung: Freitag, 23.2.2008, 20.40 h
Sendelänge: 89 Min.

Skizze:
Unbekannte erpressen die Stadt Leipzig: Ein Anschlag auf das Stromnetz und weitere Drohungen unterstreichen die Skrupellosigkeit der Erpresser…

Begründung der Jury:

Ein klassischer Polizeifilm. Und doch ein Solitär, ein Glanzstück des Genres, mit dem Dominik Graf und sein Drehbuchautor Rolf Basedow ein weiteres Mal Maßstäbe setzen. Denn dies ist nicht nur ein brillanter, bis in die kleinsten Details kunstvoll realistisch komponierter Thriller über polizeiliche Ermittlungsarbeit – hier wird ein zugleich menschliches, politisches und soziales Drama ausgelotet, das im Osten Deutschlands spielt und Szene für Szene, bis zum tödlichen Finale, in seiner Ausweglosigkeit enthüllt wird.

Mitreißend dynamisch vorangetrieben und virtuos gebaut die Exposition des Thrillers, der zunächst nach Leipzig führt, wo eine Erpresserbande in der Nacht mit gezielten Sprengstoffanschlägen die Stadt in Dunkel hüllt und spektakulärere Anschläge androht, falls die Forderung nach Diamanten im Wert von 20 Millionen Euro nicht erfüllt wird. Professionelle Erpresser scheinen da am Werk, die mit ausgefuchster Strategie und raffinierter Überwachungstechnik den Polizisten immer um mehrere Schritte voraus sind. Aber dann führt die Spur in ein trostloses Dorf in der Umgebung Leipzigs, und der Thriller beginnt seine eigentliche Geschichte zu erzählen: die Geschichte der Zerstörung einer Landschaft durch rabiaten Braunkohleabbau und der daraus folgenden Vertreibung der Bewohner. Es ist ein erbitterter Kampf gegen Existenzvernichtung, den die verbliebenen Bewohner führen und der ihnen schließlich keinen anderen Ausweg mehr gelassen hat als den, in einem gemeinschaftlichen kreativ-kriminellen Akt die Stadt Leipzig zu erpressen, um ihren vom Konkurs bedrohten kooperativen Betrieb zu retten.

Großartig die Kameraarbeit von Alexander Fischerkoesen, der die unwirtliche Weite der Ost-Landschaft und die verschlossenen Mienen der Bewohner im Stil eines pessimistischen Westerns visualisiert. Herausragend Uwe Kockisch in der Rolle eines mit Intuition begabten, menschlich aber abgewrackten Polizisten, der sich schon zu DDR-Zeiten nicht ins System gefügt hat und es nach der Wende umso weniger mit den Opportunisten hält. Mit jeder seiner sparsam gesetzten Gesten, jedem sarkastischen Zucken um Mund- und Augenwinkel gibt er die faszinierende Charakterstudie eines Polizisten, der einen hohen Preis für seine Unkorrumpierbarkeit zu zahlen hat, und wird zum Kraftzentrum dieser meisterhaften Teamarbeit.

Adolf Grimme Preis

Adolf-Grimme-Preis
an
Beate Langmaack (Buch)
Lars Kraume (Regie)
Sebastian Blomberg und *Ludwig Trepte* (Darstellung)
Nessie Nesslauer (Casting)
für
Guten Morgen, Herr Grothe **(ARD/WDR)**
Produktion: Allmedia Pictures

Erstausstrahlung: Mittwoch, 2.5.2007, 20.15 h
Sendelänge: 90 Min.

Skizze:
Michael Grothe liebt seinen Beruf. Er ist ein engagierter Lehrer - zu engagiert, denn sein Privatleben leidet darunter. Seine Ehe ist gescheitert, denn seine Klasse ist ihm das Wichtigste…

Begründung der Jury:

Dieser Lehrer ist kein Held. Nach zehn Berufsjahren hat Herr Grothe eigentlich längst resigniert. Und dass er sich dann doch so intensiv um den ganz besonders verhaltensauffälligen Nico in seiner fast nur aus verhaltensauffälligen Jugendlichen bestehenden Klasse kümmert, ist auch kein uneigennütziges Engagement: Grothe will sich und seiner Kollegin beweisen, was für ein guter Lehrer er doch ist. Der Junge scheint oft nur Mittel zum Zweck, und über diese Hilfe vernachlässigt Grothe dann sogar noch den Rest der Klasse und seinen eigenen Sohn. Am Ende ist er in vielfacher Hinsicht gescheitert – und doch ist nicht alles wie am Anfang. Seine Schüler haben gelernt, einander wahrzunehmen und sich um andere zu kümmern, wenigstens ein bisschen, für einen Augenblick.

„Guten Morgen, Herr Grothe" ist ein leiser Film zu einer lauten Debatte, kein verfilmtes Thesenpapier und keine melodramatische Anklage. Er meidet schlichte Botschaften und Klischees, er denunziert seine Protagonisten nicht. Dieser Nico hat weder einen Migrationshintergrund noch kommt er aus einem Hartz-IV-Haushalt; die soziale Verwahrlosung in seiner Familie ist nicht plakativ, aber fundamental. Weil der Film keine billigen Antworten liefert, ist es umso schwerer, sich den Fragen, die er aufwirft, zu entziehen. Er ist nicht gut gemeint, sondern gut gemacht. Es ist ein außerordentlich intensiver, genauer Film, der nicht überhöht, sondern einen Ausschnitt aus unserer Welt zeigt, der vermutlich typisch und realistisch ist.

Das Buch von Beate Langmaack romantisiert nicht die Situation an den deutschen Hauptschulen und die Möglichkeiten, durch persönliches Engagement etwas zu verbessern. Es weckt keine falschen Hoffnungen, belässt es aber auch nicht bei völliger Hoffnungslosigkeit. Die Regie von Lars Kraume nimmt die Zuschauer mit in den Klassenraum und macht es uns unmöglich, die Probleme dort als die anderer Leute, anderer Milieus abzutun. Und so unerträglich die Schüler in dieser Situation sind, so sind es doch keine Monster.

Nessie Nesslauer hat es geschafft, junge Laienschauspieler zu casten, die den Jugendlichen eine erstaunliche Echtheit und menschliche Tiefe geben. Und mittendrin spielen Sebastian Blomberg als Lehrer und Ludwig Trepte als Schüler bestechend genau die innere Zerrissenheit dieser beiden Figuren, ihr Schwanken zwischen Hoffnung und Resignation, zwischen Überforderung und Anspruchslosigkeit.

Adolf Grimme Preis

Adolf-Grimme-Preis
an
Orkun Ertener (Buch)
Kathrin Breininger (Produktion)
Manfred Zapatka (stellv. für das Darstellerteam)
für
KDD – Kriminaldauerdienst (ZDF)
Produktion: Hofmann & Voges Entertainment

Erstausstrahlung: ab 2.2.2007, jeweils freitags, 21.15 h
Sendelänge: Pilot 90 Min., 10 x 45 Min.

Skizze:
Die Beamten des Kriminaldauerdienstes sind die ersten am Tatort, Tag und Nacht. Sie leiten erste Ermittlungen oder Fahndungen ein und geben den Fall dann an die Kollegen der Fachkommissariate im Tagesdienst weiter. Im internen Jargon werden sie Ausrücker genannt. Sie sind die universell einsatzfähigen Soldaten des Gesetzes, die Feuerwehr der Kriminalpolizei.

Begründung der Jury:

Der deutsche Kriminalfilm hat eher einen ausgeprägten Hang zur Gemütlichkeit, zu ermittelnden Gutmenschen, gedrosseltem Tempo und geschlossenen Dramaturgien. Die Serie „KDD – Kriminaldauerdienst“ bricht mit vielem und stürzt den Zuschauer in einen bekömmlichen Schwindel. Endlich einmal kein Kommissar, der die Welt rettet, sein Bundesland repräsentieren muss, das Chaos bannt und die Menschen in Gut und Böse teilt; einmal keine Ohrensessel-Betulichkeit, sondern, stattdessen, Tempo, Rasanz, fordernde Dramaturgien, gebrochene Charaktere, Kriminale mit schmuddeliger Weste.

Da ist allen voran Jan Haroska, trockener Alkoholiker, der schmutziges Drogengeld unterschlägt, um seine Tochter zu unterstützen. Manfred Zapatka, der Spezialist für Grautöne und Grenzgänger, spielt ihn fabelhaft. Da ist der Chef Helmut Enders, dessen biederes Familienidyll zerbricht, als seine Tochter bei einem durch Drogen verursachten Verkehrsunfall ums Leben kommt: Götz Schubert brilliert hier als taumelnder Vorgesetzter. Da ist Kristin Bender, berührend gespielt von Saskia Vester, die nicht wagt, sich vor den Kollegen zu ihrer lesbischen Lebenspartnerin zu bekennen. Da ist Leo Falckenstein, ein Sensibelchen mit Helfersyndrom, der von Barnaby Metschurat voller Empathie gezeichnet wird. Und schließlich begegnen wir Sylvia Henke, die sich mit nymphomanen Anwandlungen plagt und von Melika Foroutan – mit im deutschen Krimi oft entbehrter Coolness – zum Leben erweckt wird. Und da ist endlich der türkische Kollege Mehmet Kilic – bezwingend intensiv von Billey Demirtas verkörpert –, der sich in eine arrangierte Ehe fügt und nicht genau weiß, wo seine Heimat ist. Das sind Helden ohne Heldenbild, das sind Kommissare ohne Trenchcoat ums Herz und Hut auf der Seele.

Autor Orkun Ertener hat dieses unheile-heilsame Welt auf die Beine gestellt und seinen Figuren eine Tiefe verliehen, die ansonsten in diesem Genre selten anzutreffen ist. Die Serie sträubt sich gegen den linearen Erzählfluss, sie nimmt dezentrierte Welt- und Alltagserfahrungen ernst und übersetzt sie in Bilder, welche die Sinne herausfordern. Regisseure wie Matthias Glasner, Lars Kraume und Filippos Tsitos setzen die Bücher kongenial um und lassen die Figuren nervös durch ihre Leben tanzen. Und die Kamera, stellvertretend sei hier Sonja Rom genannt, ist hungrig, zupackend, im ewigen Unruhezustand. „KDD – Kriminaldauerdienst" schmückt als Serie das deutsche Fernsehen – in Zeiten, wo die deutsche Serie eher als Krisengenre von sich reden macht, ist das ein kleines, fast ein großes Wunder.

Adolf Grimme Preis

Adolf-Grimme-Preis
an
Stefan Kolditz (Buch)
Urs Egger (Regie)
Christian Granderath (Produktion)
Jacob Matschenz und *Bernadette Heerwagen* (Darstellung)
für
An die Grenze (ZDF/ARTE)
Produktion: Colonia Media

Erstausstrahlung: Freitag, 7.9.2007, 20.40 h
Sendelänge: 105 Min.

Skizze:
Nach dem Abitur tritt Alexander seinen Wehrdienst bei den „Grenztruppen der DDR" an. Als er zum ersten Mal Dienst an der Grenze schiebt, muss er erkennen, dass alles beunruhigend anders ist, als er erwartet hat.

Begründung der Jury:

Ein junger Mann auf dem Sprung ins Leben: sich abnabeln vom übermächtigen Vater, sich einen eigenen politischen Standpunkt erarbeiten, die Liebe in Angriff nehmen – soweit die Projekte des 19-jährigen Alexander Karow. Ein klassisches Coming-of-Age-Drama. In die Fernsehgeschichte aber wird „An die Grenze" als ein politischer Film eingehen, einer, welcher der DDR ein Stück ihrer Realität zurückgibt. Eine Realität, die in den viel zu vielen schwarzweiß gezeichneten Filmen zum Thema von einer übermächtigen Fernsehästhetik ins Unkenntliche verzerrt wurde.

Der Zuschauer lernt die Nöte und kleinen Freuden eines NVA-Soldaten kennen, der im WM-Sommer 1974 an der innerdeutschen Grenze seinen Wehrdienst ableistet. So ähnlich könnte es gewesen sein: der Drill in der Kaserne, die sadistischen Rituale mit denen die Entlassungskandidaten die Jungsoldaten quälen, die Angst vor dem Schießbefehl und die Panik, wenn der Ernstfall einzutreten droht und man an die eigene Grenze stößt.

Autor Stefan Kolditz stand selbst mit der Waffe am „imperialistischen Schutzwall". Für die Menschen auf der anderen Seite war die Grenze Symbol für ein inhumanes System, die Soldaten mit der Kalashnikov im Anschlag waren dessen Repräsentanten. Der Film ergänzt jenen West-Blick um die DDR-Binnensicht. An Glaubwürdigkeit gewinnt er durch den Mut, eine vermeintlich randständige Geschichte aus dem Spektrum der DDR zu erzählen, nur einen Ausschnitt zu zeigen und durch die Konsequenz, mit der er Individualität und Subjektivität zu den Grundpfeilern seiner Geschichte macht. So vermeidet Kolditz gängige Klischeebilder und Vorurteile.

Das Spannungsfeld, in dem sich der junge Held befindet, nimmt Regisseur Urs Egger filmästhetisch auf: „An die Grenze" ist Kommissdrama, Liebesfilm und DDR-Reflexion in einem. Die verschiedenen Tonlagen schaffen eine vielschichtige Wirklichkeit, sorgen für große Wahrhaftigkeit. Jacob Matschenz spielt leise, zurückgenommen, als Alex ist er ein junger Mann auf Beobachtungsposten. Bernadette Heerwagen, gewohnt präzise in der Beiläufigkeit ihres Spiels, gibt das Gegenbild zum grauen Kasernenalltag. Doch auch Egger scheut die Schönheit nicht und projiziert wunderbar die junge Liebe auf die Natur. Landschaft und Kaserne ermöglichen überdies sehr viel nachhaltigere Bilder, als wenn wieder einmal die Stunde der Blümchentapete geschlagen hätte. Hier wird einem nicht in 90 Minuten die DDR erklärt, sondern es werden bewegende, anrührende, nie künstlich dramatisierende Geschichten von der deutsch-deutschen Grenze erzählt. Diese Bescheidenheit unterscheidet „An die Grenze" so wohltuend von anderen Spielfilmen über den oft belächelten Arbeiter- und Bauernstaat. Sie macht diesen Film so wegweisend.

Adolf-Grimme-Preis
an
Ralf Husmann (Headwriter)
Ralf Huettner und *Richard Huber* (Regie)
Christian Ulmen (stellv. für das Darstellerteam)
für
Dr. Psycho **(ProSieben)**
Produktion: Brainpool TV

Erstausstrahlung: ab 26.3.2007, jew. montags, 21.20 h
Sendelänge: 6 x 45 Min.

Skizze:
Max Munzl ist bei der SOKO gegen organisierte Kriminalität ziemlich fehl am Platz. Der hart gesottenen Einheit fehlt es an Personal und Equipment, aber ausgerechnet für den "Psychokasper" ist Geld da! So hat Max von Anfang an einen schweren Stand, zumal er nicht nur seine eigene Vorstellung von Verbrechensbekämpfung hat, sondern auch die Kollegen für durchaus therapiebedürftig hält ...

Begründung der Jury:

Schon der Einstieg in die Serie ist ein Dialogduell, das man sich getrost ein paar Mal anschauen kann: Während die Gattin des Psychologen ihre Sachen packt, läuft er ihr mit schief geknöpftem Hemd hinterher, versichert, alles sei doch „tippi-toppi“, beschwert sich, sie solle nicht mit ihm reden wie mit einem Vierjährigen, und überhaupt sei er sehr wohl lebensfähig, schließlich habe man ihn gerade erst zur SOKO gegen organisierte Kriminalität versetzt.

Was so anfängt, kann keine Krimiserie sein? Und ob: weil Max Munzl auch ganz anders kann. Die SOKO-Mitglieder sind selbstredend der Meinung, ein Psychologe habe ihnen gerade noch gefehlt. Dass sie damit völlig Recht haben, ist der vordergründige und daher nahe liegende Witz an der Sache. Intelligent wird die Geschichte, weil Munzl den durchaus brisanten Fällen stets eine Wendung gibt; zunächst nicht immer unbedingt zum Guten, aber doch entscheidend.

Beeindruckend ist die Kunstfertigkeit, mit der Autor Ralf Husmann die Kurve kriegt: Gerade noch haben die Kollegen den ungeliebten „Psycho-Seppl“ nach Herzenslust gemobbt, da stecken sie alle zusammen mittendrin in einer Geiselnahme mit Todesfolge. Da Munzl ein Meister der Deeskalation ist, weil er die Leute so lange belabert, bis sie sowohl bildlich als auch buchstäblich die Waffen strecken, gelingt es ihm immer wieder, das Unheil abzuwenden; allerdings nur, um gleichzeitig neues herauf zu beschwören.

Die Rolle ist großartig und kaum kaputt zu kriegen, doch erst Christian Ulmen macht einen Typen draus, der sich spielend auf dem Niveau von „Monk“ oder „Dr. House“ bewegt. Traumwandlerisch sicher gelingt ihm die Gratwanderung. Natürlich ist Max Munzl eine fürchterlich peinliche Gestalt. Aber trotzdem mag man ihn, weil er stets das Gute will und bloß aus Versehen oder im Übereifer immer wieder ins Fettnäpfchen tritt. Allerdings bereitet ein großartiges Ensemble Ulmen auch die perfekte Bühne. „Den König spielen die anderen“, heißt es in der Theatersprache, aber für den Hofnarren gilt das nicht minder. Die Gruppe mag klischeehaft zusammengesetzt sein, harmoniert jedoch perfekt: da gibt es den Säufer (Roeland Wiesnekker), den Begriffsstutzigen mit dem Minderwertigkeitskomplex (Hinnerk Schönemann) und das Flintenweib (Anneke Kim Sarnau).

Und das Beste an den von Ralf Huettner und Richard Huber mit perfektem Timing erzählten Geschichten: „Dr. Psycho“ ist eine originär deutsche Serie, die außerdem dankenswerterweise nicht ab-, sondern fortgesetzt worden ist.

Adolf Grimme Preis

Adolf-Grimme-Preis
an
Anke Engelke und *Bastian Pastewka* (Hauptdarstellung)
für
Fröhliche Weihnachten (Sat.1)
Produktion: Brainpool TV

Erstausstrahlung: Mittwoch, 19.12.2007, 20.15 h
Sendelänge: 80 Min.

Skizze:
Anke Engelke und Bastian Pastewka alias Wolfgang und Anneliese präsentieren eine schräge Parodie auf alle Weihnachtsshows im deutschen TV.

Begründung der Jury:

Bloßes Nachmachen ist nicht lustig. Aber gekonntes Parodieren, das tiefe Niveau der Veralberten noch unterbietend, die übelsten Exzesse der Vorbilder noch übertreibend, so könnte es gehen. Viele behaupten, das deutsche Fernsehen sei speziell in seinen Unterhaltungssendungen von so unfassbarer Geistesarmut geprägt, dass man es schon deshalb nicht mehr verulken könne – eben, weil es schon seine eigene Parodie darstelle. Man hört das oft, man sieht so oft so schlechte Nachmacher, dass man diese Theorie nicht gerne, aber irgendwann doch glaubt.

Aber dann kommt „Fröhliche Weihnachten“, ein beliebter Strauß bunter Melodien (oder umgekehrt), ein Parforce-Ritt über die Äcker des Gala-Unwesens, weite Felder fürwahr. Anke Engelke und Bastian Pastewka haben sich die treckerreifenbreite Spur genau angeschaut, haben allerlei Absurditäten neu kombiniert und Funken geschlagen, wo man nur schwaches Glimmen vermutete. Rasante Rollenwechsel, brüllende Komik, detailliert ersonnene und sorgfältigst zelebrierte Katastrophen – selten waren Werbepausen als Zeiten des Wieder-zur-Luft-Kommens so sinnvoll.

Beim schonungslosen Streifzug quer durch die gängigen Formate samt dazugehöriger Knalltüten treiben die beiden Könner – allein schon als tümlich tumbes Moderatorenpaar Anneliese und Michael von großer Reife – ihre Wandlungsfähigkeit auf die Spitze. Angeblich gab es einen *echten* Gast, nämlich Roger Cicero, aber wer wollte darauf wetten, dass der nicht auch gespielt war?! Wer zählt die Namen, nennt die Rollen, misst den Grad der exakt getroffenen Schmierlappigkeit?

Die Menge macht’s ja nicht allein, aber bei dieser adventlichen Absurditätensammlung macht sie es noch schöner. Wie durchgängig der Bezug zum offiziellen Anlass gewahrt wurde, wie präzise die verlogensten Spielarten der alljährlichen Duselei vorgeführt werden, das hat Klasse jenseits der reinen Blödelei. Aus der Fülle des Angebots doch noch herausragend: die aufeinander folgenden Besuche im Stall zu Bethlehem. Dort verwandeln die Super-Nanny („Der Jesus schreit extrem viel!“), Tine Wittler (die aus dem Stall ein rustikales Loft vom Schlimmsten machte) und Peter Zwegat („Wenn Sie sich und Ihren Mann vier Jahre lang voll mitstillen könnten…“) Maria und Josef in einen Fall für den Paartherapeuten. Aber das wäre wieder eine andere Sendung …

Adolf Grimme Preis

Adolf-Grimme-Preis
an
Nikolaus Geyrhalter (Buch/Regie/Kamera)
Wolfgang Widerhofer (Buch/Schnitt/Dramaturgie)
für
Unser täglich Brot **(ZDF/3sat/ORF)**
Produktion: Nikolaus Geyrhalter Filmproduktion

Erstausstrahlung: Sonntag, 4.11.2007, 21.15 h
Sendelänge: 90 Min.

Skizze:
„Unser täglich Brot" ist eine Beobachtungsreise ohne Mitleid: zu exemplarischen Orten einer hochmechanisierten Produktion von Nahrungsmitteln.

Begründung der Jury:

Ein Dokumentarfilm über die globalisierte, automatisierte, mechanisierte Produktion unserer Nahrungsmittel, ein Film ohne Kommentar, ohne Expertenmeinung, ohne empörte Betroffenheit, ohne raunendes Entsetzen – geht das? Ja, das geht – wenn man wie Nikolaus Geyrhalter in seinem Werk „Unser täglich Brot" auf die elementare Essenz des Filmes setzt: die Bilder.

Was Geyrhalter zeigt, sind Tableaus jener Orte, an denen das produziert, geerntet oder getötet wird, was täglich auf unseren Tellern landet: Tomaten, Paprika, Lachs, Hähnchen, Schwein, Rind. Es sind Orte höchster Effektivität und Rationalität, die von ingeniösen Maschinen getaktet werden. Aus lebender Natur wird Ware. Und wo diese Ware produziert wird, ist ohne Belang. Daher werden diese Orte nicht zugeordnet oder benannt, werden keine Fakten aufgetischt, keine mildernden Erläuterungen eingestreut. So etwas sind wir im handelsüblichen Fernsehen nicht mehr gewohnt, genauer: Wir sind dessen entwöhnt worden. Und mit einer Mischung aus Schrecken und Faszination sehen wir, welche Wirkungsmacht diese Bilder haben. Es sind Bilder, die sich durch eine sorgfältige Kadrage, durch die subtile Montage und Dramaturgie von Wolfgang Widerhofer einbrennen.

Der Film sagt uns nicht, was wir denken sollen, aber er gibt uns viel zu denken und nachzudenken. Zu loben ist daher nicht nur die dokumentarische Kunst von Nikolaus Geyrhalter, sondern auch der Mut des Senders und der Redaktion, diesen Film unterstützt und den Zuschauern zugemutet zu haben. Denn „Unser täglich Brot" ist eine Zumutung: Wir werden angehalten, die industrielle Nahrungsmittelproduktion als Spiegelbild unserer gesellschaftlichen Konsumption zu sehen: viel, einfach, schnell, billig. Und wir werden konfrontiert mit unserer kollektiven Bigotterie: „Sie wollen das Kalb essen, das Blut nicht sehen" (Brecht). Dies alles geschieht mit den Mitteln des Films, mit nachhaltig beeindruckenden Bildern, durch Anschauung statt Belehrung, durch rhythmisch klare Erzählung statt des Stakkatos sich übertrumpfender Spektakel.

Der Film lässt einen nicht los. Wir haben zu lernen, dass wir Teil seiner fatalen Logik sind. Das Gebet sagt: „Unser täglich Brot" gib uns heute. Aber: Wer vergibt uns unsere Schuld?

Adolf Grimme Preis

Adolf-Grimme-Preis
an
Heidi Specogna (Buch/Regie)
für
Das kurze Leben des José Antonio Gutierrez (ZDF/ARTE)
Produktion: Tag/Traum mit PS Film Zürich und Specogna Film

Erstausstrahlung: Montag, 5.11.2007, 23.00 h
Sendelänge: 90 Min.

Skizze:
Erzählt wird in vielen Facetten die Geschichte des ehemaligen Straßenkindes José Antonio Gutierrez aus Guatemala. Gutierrez, ein so genannter „greencard-soldier" fiel als erster US-amerikanischer Seite im Irak-Krieg.

Begründung der Jury:

Die Geschichte des José Antonio Gutierrez, die Heidi Specogna in ihrem Dokumentarfilm erzählt, ist von der Art, wie man sie nicht erfinden kann. Sie ist voller sonderbarer Geschehnisse und überraschender Wendungen, unerhört und traurig. Und so ist auch der Film: traurig und voll verhaltenem Zorn.

Das Leben des José Antonio Gutierrez beginnt in einem Krieg, im Bürgerkrieg in Guatemala, und endet in einem anderen, im zweiten Irakkrieg. Dort fiel José Antonio Gutierrez als erster Soldat der US-Army am ersten Tag des Krieges. Er war kein amerikanischer Staatsbürger, er kämpfte als so genannter „greencard-soldier": Sterben mit Aufenthaltserlaubnis. Die US-Staatsbürgerschaft erhielt er erst posthum. Geboren wurde José Antonio Gutierrez in Guatemala und hatte dort – ein Opfer des Bürgerkriegs – als Straßenkind gelebt. Mit aller Gerissenheit und Klugheit, die Straßenkinder zum Überleben brauchen, hatte er den Aufbruch aus dem Elend geschafft, war in den Norden aufgebrochen und illegal über die Grenze in die USA gelangt. Er wäre gern Architekt geworden. Aber um etwas lernen zu können, blieb ihm nur der Weg über die Army. Und der führte ihn direkt in den Irak.

Heidi Specogna rekonstruiert das Leben und Sterben ihres Protagonisten, indem sie den einzelnen Stationen seines Lebens nachfährt. Sie trifft Leute, die das Straßenkind, den Halbwüchsigen, den Flüchtling und den Marine gekannt haben. Sie findet an diesen Orten Geschichten, die denen ihres Protagonisten gleichen; und über diese Erzählungen gelingt es ihr, uns das Drama dieses Straßenkindes anschaulich zu machen.

Es ist die besondere Leistung des Films, das kurze Leben des José Antonio Gutierrez sowohl als ein besonderes, individuelles Schicksal zu erzählen und zugleich als ein ganz gewöhnliches, das viele andere Menschen mit ihm teilen. Wie in einem Brennglas spiegeln sich seiner individuellen Geschichte all die gegenwärtigen Geschichten von Armut, Emigration und Überlebenskampf. Zugleich schafft es der Film auf ungewöhnlich intensive Weise, uns diesen besonderen Menschen nahe zu bringen, sehr nahe.

Adolf-Grimme-Preis
an
Christian Beetz (Buch/Regie)
für
Zwischen Wahnsinn und Kunst **(SWR/ZDFdokukanal)**
Produktion: gebrueder beetz filmproduktion

Erstausstrahlung: Donnerstag, 29.11.2007, 23.45 h
Sendelänge: 75 Min.

Skizze:
Präsentation der Kunstwerke und Schicksale von Psychiatrie-Patienten. Ausgangspunkt ist eine Sammlung, die der Arzt und Kunsthistoriker Hans Prinzhorn nach dem Ersten Weltkrieg in Heidelberg zusammengetragen hatte.

Begründung der Jury:

Von Kunst als Grenzgang zu reden, ist kaum mehr als eine abgegriffene Formel. Es ist nur einer von vielen Versuchen, das Verlassen aller Konvention als Tor zum Schöpferischen aufzustoßen. Aber was ist, wenn nicht die Kunst, sondern ihre Schöpfer selbst sich längst außerhalb dieser Grenzen befinden? Die Kamera versucht eine erste, eine vorsichtige Antwort, wenn sie die „psychiatrieerfahrene" Vieira Schmidt zeigt, wie sie mit sicherer Hand eines ihrer vielen tausend Bilder malt und dann ganz selbstverständlich sagt: „Ich hab's erreicht, was ich machen wollte: Frieden, Zuversicht."

Christian Beetz' Film „Zwischen Wahnsinn und Kunst" erzählt vom Nervenarzt Hans Prinzhorn als jenem Mann, der die Kunst, die seine Patienten an der Wende des vorletzten Jahrhunderts schufen, nicht wie abwegigen Kehricht entsorgte. In einer Zeit, da die Diagnose noch geradeheraus „Verblödung" hieß, sammelte Prinzhorn die durchchiffrierten und komponierten Arbeiten psychisch Kranker. Er stattete die „Insassen" mit den nötigen Utensilien aus, nahm Bezüge zur zeitgenössischen Malerei wahr und setzte sich zugleich mit dem mitnichten etablierten Wert einer therapeutischen Dimension auseinander.

Das Kunst-Stück, das Beetz vollbringt, ist ein stiller Film über die Paralleluniversen jener Menschen, welche die Regularien unserer Welt nicht aushielten. Behutsam gleitet die Kamera – einem Museumsbesucher gleich – über einen erstaunlichen Kosmos. Gemalt und gezeichnet in einer Gesellschaft, deren Enden stets Gitterbett und Isolierzelle waren. Doch in dem Maße, in dem wir in den Sog dieser Entdeckungsreise zu jener terra incognita geraten, die in schillernden Wahngebäuden und ehrgeizigen Konstruktionen die Welt verstehen will, setzt Beetz' Erzählen von der sich anbahnenden NS-Vernichtungsmaschinerie ein. Aus dem eben noch Entdeckten wurde Entartetes ...

Es ist kein Manko, sondern eine Stärke des Films, dass er von der historischen Bedeutung des Hans Prinzhorn, seiner Patienten und der Heidelberger Sammlung, die es ohne sie nicht gäbe, einen weiteren Weg abzweigt und immer wieder Platz nimmt in der Gegenwart. Den malenden psychisch Kranken von heute begegnet Christian Beetz in ihren Ateliers weder mit romantischem noch mit voyeuristischem Appeal; und erreicht mit diesem manierismenfreien, sanften Ton viel: nämlich uns – ein Zugang, den Schnitt, Text, Musik und Sprecher in bestechender Geschlossenheit vermitteln.

Adolf Grimme Preis

Adolf-Grimme-Preis
an
Dietmar Post und *Lucía Palacios* (Buch/Regie)
für
monks – the transatlantic feedback **(ZDF/3sat/HR)**
Produktion: play loud! productions

Erstausstrahlung: Sonntag, 16.12.2007, 21.15 h
Sendelänge: 100 Min.

Skizze:
Fünf in Deutschland lebende amerikanische Ex-Soldaten, die während ihrer Militärzeit eine Beat-Band gegründet hatten, trafen auf die beiden Künstler und Beat-Fans Karl Heinz Remy und Walther Niemann. Als die „monks" entwarfen sie ein Band-Konzept, das mit dem gängigen Bild des Beat brechen sollte.

Begründung der Jury:

Diese Geschichte beginnt in Gelnhausen, Zonenrandgebiet, mitten im Kalten Krieg. Sie beginnt nicht im Düsseldorf von Krautrock und Kraftwerk. Aber sie führt genau dort hin. Denn „monks – the transatlantic feedback" leistet nicht weniger als eine tiefenscharfe Ethnografie der Sechziger Jahre, ein Portrait aufbrechender Verhältnisse mit dem Himmel voller Pauken und Gitarren. Dietmar Post und Lucía Palacios erzählen anhand der „monks" – dieser kleinen, großen Band – vom Stürmen und Drängen einer Ära. Beinahe zehn Jahre haben die beiden Filmemacher an ihrem Portrait gearbeitet. Anders gesagt: Diese Geschichte war so gut und groß, wie sich ihre Finanzierung immer wieder als prekär erwiesen hat.

Nicht, dass dies alleine schon preiswürdig wäre. Es ist nicht bloß das Kleine an diesem Film, das Abseitige, dass „monks – the transatlantic feedback" so groß werden lies. Nicht bloß das subkulturelle Kapital, dieses coole Wissen um eine Fußnote der Popgeschichte. Es ist vielmehr das nonchalante Talent, aus der individuellen Erzählung von fünf in Deutschland gestrandeten GIs und ihrem kurzen Ausflug in das Hinterland der Hitparaden eine Parabel für die emanzipatorische Energie einer Epoche zu machen.

Das sind die Koordinaten dieses Phänomens: Fünf Ex-Soldaten aus der amerikanischen Provinz, die in der deutschen Provinz eine Beatband gründen. Dann zwei junge Intellektuelle, Absolventen der Folkwangschule in Essen und der Hochschule für Gestaltung in Ulm, welche die Dispositive von Systemdesign und Fluxus-Happening auf eben diese Band übertragen; die aus ihnen die „monks" machen, der Band eine Coporate Identity verpassen. Fortan tragen die Musiker Tonsur, ist ihr Sound durchtränkt von einer repetitiven, stoischen Monotonie.

Eine Vorahnung von Industrial Music, von Krautrock und Punk werden Nachgeborene aus dem einzigen Album der „monks" herauslesen. Da waren die Musiker, jeder für sich, längst wieder in den Alltag amerikanischer Vorstädte gespült. Da waren die transatlantischen Rückkopplungen verhallt. Dietmar Post und Lucía Palacios haben sie wieder zum Schwingen gebracht. In einer Dokumentation, die, anders als der großartig utopische Lärm der „monks", auch um die Zwischentöne weiß.

Adolf Grimme Preis

Adolf-Grimme-Preis
an
Beatrix Schwehm (Buch/Regie)
für
Luise – eine deutsche Muslima **(NDR/WDR/ARTE)**
Produktion: trifilm

Erstausstrahlung: Donnerstag 8.11.2007, 22.05 h
Sendelänge: 52 Min.

Skizze:
Geschichte einer deutschen Familie, deren einzige Tochter im Alter von 19 Jahren den islamischen Glauben annimmt. Gezeigt wird die Lebenswelt einer Familie, deren private Konflikte geprägt und überlagert werden durch aktuelle gesellschaftliche Strömungen und politische Ereignisse.

Begründung der Jury:

Jahrelang hat Rita für Frauenrechte gekämpft, damit wenigstens Luise nicht mehr wegen ihres Geschlechts diskriminiert wird. Jetzt muss sie zusehen, wie die Tochter nicht nur zum Islam konvertiert, sondern ihr Heil ausgerechnet in der Ganzkörperverschleierung sucht.

Der Film „Luise – eine deutsche Muslima“ erzählt von einer deutschen Patchwork-Familie und ihren typischen Nöten; aber es könnte sein, dass man es nicht gleich bemerkt. In den Gesprächen von Mutter Rita, Tochter Luise, Stiefvater Mateng und Schwiegersohn Mohamed geht es um die Ablösung zwischen Eltern und Kindern, um Großfamilie, persönliche Identitätsfindung, um die Möglichkeit der Gesprächsbereitschaft, um Gesprächsabbrüche und um Rückzugsgefechte.

Wie typisch sind die Nöte dieser vier Menschen in der gegenwärtigen gesellschaftlichen und politischen Lage? Zu brisant scheint die Kopftuch-Kontroverse, zu eindeutig sind die Stellungen rund um das Thema „Multikulti“ und „Wischiwaschi“-Toleranz besetzt, als dass die Familie und mit ihr der Zuschauer Luises Entscheidung, den Schleier zu tragen, unhinterfragt hinnehmen könnte. Zumal Beatrix Schwehm ihren Film beginnen lässt, als Luises Entscheidung längst gefallen ist. Es geht um die Folgen ihres Entschlusses, um die Frage, wie die anderen mit ihm leben können. Oder auch nicht.

Die Dokumentation besticht als klug gemachter Film der Argumente. Seine Kunst besteht darin, auf diskursive Weise ein geschlossenes Weltbild – oder gleich mehrere – darzustellen. Der bemerkenswerten Offenheit seiner Protagonisten entspricht dabei die Offenheit, mit der er sich den debattierten Positionen annähert, ohne über ihre Abgründe allzu harmonieselig hinwegzutäuschen.

Der Film ist weder ein Plädoyer für das Kopftuch noch eines dagegen. Stattdessen fordert er unser Differenzierungsvermögen heraus. Er findet dabei Bilder von großer Ausdrucksstärke, etwa wenn Luise – mit bauschigem Stoff bedeckt vom Scheitel bis zur Sohle – am Meeressaum steht und in die Weite blickt, während Männer und Mutter schwimmen gehen. Indem er sich den jeweils ganz individuellen Schmerzgrenzen seines Quartetts nähert, macht er es uns möglich, unsere eigenen Schmerzgrenzen zu ziehen und vielleicht auch ein Stück weit hinauszuschieben. Nicht umsonst schließlich verdient Stiefvater Mateng seine Brötchen mit absurdem Theater.

Publikumspreis der Marler Gruppe
an
Christian Beetz (Buch/Regie)
für
Zwischen Wahnsinn und Kunst **(SWR/ZDFdokukanal)**
Produktion: gebrueder beetz filmproduktion

Erstausstrahlung: Donnerstag, 29.11.2007, 23.45 h
Sendelänge: 75 Min.

Skizze:
Präsentation der Kunstwerke und Schicksale von Psychiatrie-Patienten. Ausgangspunkt ist eine Sammlung, die der Arzt und Kunsthistoriker Hans Prinzhorn nach dem Ersten Weltkrieg in Heidelberg zusammengetragen hatte.

Begründung der Marler Gruppe:

Zwischen Genie und Wahnsinn liegt nur ein schmaler Grat, aber gleichzeitig auch ein weites Spektrum menschlicher Existenz. In der Dokumentation „Zwischen Wahnsinn und Kunst“ von Christian Beetz wird dies dem Zuschauer auf ganz besonders vielfältige Weise verdeutlicht.

Hans Prinzhorn – Musiker, Philosoph, Kunsthistoriker und Mediziner – entdeckt bei der Katalogisierung von Zeichnungen und Werken psychisch kranker Anstaltsinsassen ein unglaubliches Potential „geisteskranker Kunst“. Die künstlerische Tätigkeit blieb den Weggeschlossenen häufig als einzige Flucht aus der traurigen Realität der Anstalten. Prinzhorn ist fasziniert von der künstlerischen Ausdruckskraft einiger Arbeiten und trägt eine umfassende Sammlung dieser Werke aus vielen Anstalten zusammen. In seinem Buch „Bildnerei der Geisteskranken“ – auch als „Bibel der Surrealisten“ bekannt – beschreibt er zehn ausgewählte „Künstler“, ihre Schicksale und ihre Werke.

Der Sammler Hans Prinzhorn, dessen Biographie verbindendes Element des Dokumentarfilms ist, wird selbst zum Grenzgänger zwischen den Welten, stets auf der Suche nach Anerkennung für seine Arbeit.

Ebenso akribisch wie Prinzhorn sammelt auch Christian Beetz umfangreiches Material zum Thema Wahnsinn und Kunst und setzt es in Bezug zu seiner Entstehung. Das zeitliche Spektrum umfasst dabei annähernd das gesamte 20. Jahrhundert. Beetz zeigt, dass der Fortschritt der industrialisierten Welt Auswirkungen auf die Psyche der Menschen hat und dem Krankheitsbild Wahn neue Facetten zufügt. Am Beispiel eines Propagandafilms schildert er zudem den Umgang mit den vermeintlich Schwach- und Wahnsinnigen im Dritten Reich.

Der Film überzeugt nicht nur inhaltlich, auch konzeptionell arbeitet Christian Beetz außerordentlich sorgfältig. Das gut recherchierte Material wird in traditioneller Weise aufgearbeitet, wirkt jedoch in seiner Gesamtpräsentation absolut herausragend.

Besonders zu loben ist die Wahl der Erzählerin, die mit ihrer sanften und eindringlichen Stimme sowie der einfühlsamen Erzählweise, den Zuschauer in seinen Bann zieht.

Der Autor bietet ein Gesamtbild der Künstler, indem er nicht nur ihre Werke vorstellt, sondern auch ihre Lebenswege aufzeigt. Dadurch wirken selbst die Zitate aus Krankenakten der Künstler nicht denunzierend, sondern vielmehr aufklärend.

Mit der Präsentation zeitgenössischer Künstler im Film, schlägt Beetz die Brücke zur Kunst als anerkannte Therapieform und Behandlungsmethode in der heutigen Zeit. Besondere Faszination gewinnt die Dokumentation dadurch, dass alle vorgestellten Künstler jederzeit ernst genommen werden. Beim Zuschauer wird dadurch ein anhaltendes Interesse an ihrer Person und Entwicklung geweckt, so dass die Bemerkung: „Das ist ja irre“ eine vollkommen neue Bedeutung gewinnt.

Sonderpreis Kultur des Landes NRW
an
Sandra Schießl (Regie)
für
Tomte Tummetott und der Fuchs (ZDF)
Produktion: Ogglies Film Productions

Erstausstrahlung: Montag, 25.12.2007, 6.50 h
Sendelänge: 28 Min.

Skizze:
„Tomte Tummetott und der Fuchs" ist ein sehr aufwändiger weihnachtlicher Puppentrickfilm, basierend auf einem Buch von Astrid Lindgren.

Begründung der Jury:

Ein verschneiter Wald, ein Bauernhof am Weihnachtsabend: erleuchtetes Wohnhaus, Ställe und Schuppen mit schneebedeckten Dächern, tiefer Frieden liegt über der Szene. Oder? Die Tiere des Waldes sind nicht immer nur friedlich, und um ein Haar wäre es den Hühnern auf der Stange übel ergangen. Denn der Fuchs hat sich herangeschlichen, auch er will Weihnachten feiern – mit einem Festmahl. Aber die Mäuse und die Kuh, die passen auf, der Hund tut sein Bestes, und schließlich ist da Tomte Tummetott, ein weiser Wichtel, der seit unvordenklichen Zeiten diesen Hof beschützt. Er durchkreuzt die List des Fuchses und schickt den Hund los, einen Brand zu verhüten. Und so kommt es, dass die Menschen – Vater, Mutter, zwei Jungen und ein Mädchen – von den Beinahe-Dramen um sie herum gar nichts mitbekommen und ein ganz und gar harmonisches Weihnachten erleben.

Diese Geschichte, die Astrid Lindgren nach einem Gedicht von Victor Rydberg erzählt hat, wurde hier in einen Puppentrickfilm umgesetzt, im aufwendigen *Stop-Motion*-Verfahren. „Tomte Tummetott und der Fuchs" entstand im Laufe einer zweijährigen Teamarbeit auf Basis von 300 Zeichnungen, angelehnt im Stil an die Original-Buchillustrationen des schwedischen Malers Harald Wiberg, mit über 400 Einstellungen und 41.106 Einzelbildern. Das bewundernswerte Geschick der Puppenbauer, der Animatoren und des Sounddesigners, ergänzt um die Kunst von Regisseurin, Autor, Kameramann und Komponist: das alles hat in der Kombination etwas Außergewöhnliches zuwege gebracht.

Der Charme einer alten Sage um den beschützenden Wichtel Tomte, um sein Wissen und Walten, wird durch die Puppen wunderbar lebendig. Wenn Tomte die Augen rollt und murmelt: „Viele Winter sah ich kommen und gehen, stets kehrten die Schwalben zurück", wissen die Kinder (schon die Dreijährigen können darunter sein), dass sie geborgen sind und ruhig schlafen können. Zugleich aber erleben sie, wie mit dem Fuchs die Gefahr in den Hof einbricht und dass man, wie die Mäuse, die Augen offen halten muss, dass Frieden Mühe kostet.

So entsteht eine Spannung, die von der Musik gesteigert und in den versöhnlichen Schlusseinstellungen gelöst wird. Dabei sind die Dialoge frisch und witzig, die Wortwahl ist zeitgenössisch. Diese Literaturverfilmung hat den Zauber einer alten Legende und einer noch nicht so alten Erzählung – dank modernster Tricktechnik und viel Phantasie bei der handwerklichen Umsetzung ins Heute übertragen. Sie regt Kinder zur Lektüre von Lindgrens Werken an und weckt ihre Neugier auf die Technik des Puppentricks.

Mercedes-Benz Förderstipendium

Adolf Grimme Preis

Das
Mercedes-Benz Förderstipendium
wird vergeben
an
Clemens Schönborn (Buch/Regie)
für
Der Letzte macht das Licht aus (ZDF)
Produktion: Kaminski.Stiehm.Film

Erstausstrahlung: Montag, 7.1.2008, 0.05 h
Sendelänge: 85 Min.

Skizze:
20 Berliner Bauarbeiter drücken zusammen die Schulbank. Sie wollen nach Norwegen auswandern. Nicht freiwillig, sondern weil sie in Deutschland keinen Job mehr finden. Eine Komödie über Männer, die mit sich und ihrem Stolz ausmachen müssen, dass sie in ihrer Heimat nicht mehr gebraucht werden.

Begründung der Jury:

„Der Letzte macht das Licht aus." Dieser in der DDR weit bekannte Spruch – er zierte auch die Berliner Mauer – ist der sehr bezeichnende Titel für Clemens Schönborns Film über das Schicksal dreier Handwerker und ihrer Freundinnen und Familien. Eine Berliner Arbeiter- genauer: Arbeitslosenkomödie nach englischem Vorbild, aber in einem milderen deutschen Zuschnitt.

Mehr Komödie als Milieustudie, widmet sich der Film dem originellen Thema von deutschen Hartz IV-Empfängern mit zukünftigem Migrationshintergrund. Denn analog zum ehemaligen DDR-Spruch kehren bei Schönborn Menschen im Jahr 2007 nun der Bundesrepublik den Rücken. Auf dem Arbeitsamt lernen die angehenden Gastarbeiter die Sprache ihres Fluchtortes, unter dem sich kaum einer von ihnen etwas vorstellen kann: Letzte Ausfahrt Norwegen!

Mit „Der Letzte macht das Licht aus" ist dem jungen Regisseur eine Tragikomödie über moderne Arbeitslosigkeit gelungen, über den sanften Terror der Monotonie, die Dynamik des Abstellgleises und die Minima Amoralia der globalisierten Arbeitswelt: der Handwerksmeister, der bankrott geht, weil die Zahlungsmoral seiner Kunden nicht stimmt, der Zimmermann, der sich auf jeder Baustelle zehn Jahre jünger machen zu müssen glaubt und von den asiatischen Kollegen nur ausgelacht wird, der leutselige Maurer, der sich von einer Akademikerin seine Wertlosigkeit vorführen lassen muss, bis sie am Ende mit ihm ins Bett geht.

Die sympathische Darstellerriege, ergänzt durch viele Laien, verleiht der hübsch lakonischen und mitunter sehr witzigen Komödie dabei ein stets glaubwürdiges Kolorit: Wer bei Hartz IV gelandet ist, der sieht auch so aus. Und so drücken sie wieder die Schulbank, schmeißen in der Imbissbude noch ihre letzten Runden, obwohl sie längst Pleite sind, und schwärmen ihren Frauen und Freundinnen von einem unbekannten Land vor, in dem der deutsche Handwerker noch wer ist – in Norwegen eben.

Das ehrbare deutsche Handwerk ist zur Exportware verkommen, der Stolz im Angesicht des Gerichtsvollziehers stirbt zuletzt, und der Letzte, der am Ende doch nicht nach Norwegen fährt, arbeitet seinen Deckel ab und macht in der Imbissbude das Licht aus. Clemens Schönborn setzt einen Meilenstein auf das selten – viel zu selten – beackerte Terrain der deutschen Arbeiterkomödie.

Adolf Grimme Preis

Die **Besondere Ehrung** des
Deutschen Volkshochschul-Verbandes
für Verdienste
um die Entwicklung des Fernsehens
wird vergeben
an
Iris Berben

Begründung des Stifters:

Welch' ein Bogen, welch' eine Vielfalt, welch' ein Spektrum, welche Kontinuität: Seit 40 Jahren steht die Schauspielerin Iris Berben für einen großen Farbenreichtum im deutschen Fernsehen.

Iris Berben hat Fernsehgeschichte geschrieben. Mit Partnern wie Heinz Schubert, Ingrid Steeger oder Dieter Hildebrandt spielte sie in der legendären 70er-Jahre-Comedy-Serie „Zwei himmlische Töchter". In den 80ern machte sie an der Seite von Diether Krebs die Sketch-Serie „Sketchup" zum Unterhaltungs-Kult, Glanz und unterhaltsamen Charme verkörperte sie in der Adels-Saga „Das Erbe der Guldenburgs", der Familienserie „Die Wilsheimer" und der regionalen Episodenreihe „Liebesgeschichten". Und nicht zuletzt begründete sie als Rosa Roth eine ganz eigene Generation: jene der starken Fernseh-Kommissarinnen. Das so wichtige serielle, das unterhaltende Fernsehen verdankt ihr ganz wesentliche Impulse und Konturen.

Iris Berben hat die verschiedensten Rollen gespielt, dabei mit beschwingender Lust die Genres gewechselt und ihnen jeweils eine ganz spezifische Kontur verliehen. Ihr schauspielerisches Spektrum ist bezwingend: Es changiert zwischen komisch, albern, ernst, erschüttert; mal ist sie die schöne und weiche, dann wieder die schnippische oder spöttisch-ironische Frau; mal ist sie glamourös, dann wieder ganz tough – und bleibt dabei immer eine ganz unverwechselbare Persönlichkeit. Das ist große Schauspielkunst. Dem Publikum gefällt ihre repräsentative Darstellung in Großproduktionen wie „Die Patriarchin" oder „Afrika, mon amour". Filmen wie „Der Todesflug", „Dienstreise – was für eine Nacht" oder „Die Mauer – Berlin '61" verleiht sie eindrucksvolle Präsenz. Und sie brilliert mit nuancenreichem Spiel, wie in den kammerspielartigen Matti-Geschonneck-Inszenierungen „Silberhochzeit" und „Duell in der Nacht".

Dass die Schauspielerin Iris Berben sich nicht in der Medien-Glanzwelt verliert, sondern sich seit jeher intensiv gesellschaftlich engagiert, zeichnet sie in besonderer Weise aus. So füllte sie mit ihren gegenüberstellenden Lesungen aus den Tagebüchern von Anne Frank und Joseph Goebbels Theatersäle in ganz Deutschland. Ihre eindringliche Interpretation macht Vergangenes präsent und sensibilisiert auch unpolitische Zuhörer für das Leid der Opfer, schärft den Sinn für die Verbrechen der Nazidiktatur. Sie tritt ein für Mut im Alltag. Moralische Modeerscheinungen und Trends will Iris Berben damit nicht bedienen, sie will auch keine Vorzeigefrau in Sachen Toleranz sein. Vielmehr nutzt sie ihre reiche Erfahrung, ihre starke Persönlichkeit und ihre hohe schauspielerische Prominenz und Popularität, um beharrlich gegen Rechtsextremismus und Antisemitismus zu streiten und für den deutsch-israelischen und den christlich-jüdischen Dialog einzutreten. Dieses Engagement wird erkannt und anerkannt, so vom Zentralrat der Juden in Deutschland, der ihr den Leo-Baeck-Preis zuerkannte.

Der Deutsche Volkshochschul-Verband würdigt insofern mit der Besonderen Ehrung für Iris Berben nicht allein ihre so vielfältigen wie programmprägenden schauspielerischen Leistungen in nunmehr vier Jahrzehnten, sondern auch ihr ebenso hartnäckiges wie deutlich wahrnehmbares gesellschaftlich-politisches Engagement. Er ehrt also nicht zuletzt eine Haltung – so aufrecht wie konsequent.